

Man denke nur an den berühmten Quempas (die Sequenz Quem pastores laudavere, s. Historisch-polit. Blätter 1897, CXIX 820 ff.; Kirchenlexikon XI 166). Gerade weil diese Seite in der landläufigen Literatur des Protestantismus fast immer mit Stillschweigen übergangen wird, wäre ein Hinweis erwünscht. Im übrigen würde der Gegenstand füglich in einer eigenen Monographie behandelt.

Ob auch Protestanten dem Werke Rißlings Aufmerksamkeit schenken werden? Einstweilen scheinen sie eher Lust zu verspüren, es in die Liste der für Protestanten verbotenen Bücher zu versetzen. Das „Theologische Literaturblatt“ von Schmieds wenigstens hat in zwei Besprechungen (Jahrg. 1918, Nr. 21; 1919, Nr. 4) eindringlich davor gewarnt.

„Das Buch Rißlings“, sagt der Beurteiler (Fr. Uhlhorn in Hameln), „ist keine Geschichtsdarstellung, sondern eine Tendenzschrift.“ Was er zum Beweis anführt, kann ein Leser des Buches nur als Unwahrheit empfinden. „An dem Protestantismus wird nicht Gutes anerkannt, nur einzelne Personen, wie z. B. Bodelschwingh, finden Gnade in den Augen des Verfassers, aber sie erscheinen als seltene Ausnahmen. . . Die Methode, aus protestantischen Schriften immer die ungünstigen Äußerungen über das kirchliche Leben herauszufischen und alles Günstige zu verschweigen, verdient vom wissenschaftlichen Standpunkte aus die schärfste Verurteilung.“

Daß die Tendenz hier ganz auf seiten des Rezensenten liegt, verrät er selber, ohne es zu merken und zu wollen. Über den Schluß des zweiten Bandes bemerkt er:

„Der Verfasser gibt hier einige Sätze aus des hochkirchlichen Pastors Hansen neuen Thesen vom Jahre 1917 (siehe diese Zeitschrift 95 [Mai 1918] 200 ff.), auf die kaum ein Evangelischer geachtet hat. . . Glaubt er, daß solche Behauptungen eines kirchlichen Sonderlings beweiskräftig sind?“

Beweiskräftig? — Aber der Verfasser will ja eben nicht einen Lehrsatz beweisen, sondern Geschichte schreiben, und daß die hochkirchliche Bewegung, an der außer Hansen eine Anzahl namhafter Theologen, z. B. der unsern Lesern bekannte Dr. Albani, beteiligt sind, da eines Plädhens würdig ist, wird Herr Uhlhorn heute selber nicht mehr bezweifeln. Sage er lieber offen: Catholica non leguntur!

Matthias Reichmann S. J.

Zeitgeschichte.

Das Zeitalter des Imperialismus. Von Heinrich Friedjung. Erster Band. 1.—30. Tausend. (XII u. 472 S.) Berlin 1919, Verlag Neufeld und Henius. Geb. M 22.—

Heinrich Friedjung ist einst mit dem zweibändigen Werk über den Krieg des Jahres 1866 in die erste Reihe deutscher Geschichtsschreiber getreten; einst, vor 23 Jahren. Nunmehr veröffentlicht er eine Vorgeschichte des Weltkriegs, die zu den wenigen erlesenen Schriften gehört, welche turmhoch emporragen über die Masse auch der geschichtlichen Weltkriegsliteratur, im Grunde jedoch überhaupt nicht zu dieser zu zählen ist. Friedjungs Werk hat nichts von der Unraft und Aufregung des mitten im Sturm und Drang Geschriebenen; ihm eignet die ab-

gellärte Ruhe des Dieners der Wissenschaft, der zudem Ergebnisse tiefschürfender Forschung in ruhiger und fesselnder Erzählung darzubieten weiß. Die Vorrede ist „im August 1918“ datiert, das Buch ist also vor der Katastrophe der Mittelmächte geschrieben. Und doch ist etwas Tröstliches daran, etwas Aufrechtendes darin. Es zeigt, was niemand uns nehmen kann, die Geistesmacht deutschen Schaffens; es weist Wege zu neuen Anstiegen auf den Bahnen alter Meister, welche, zumal auf dem Gebiet der Geschichtswissenschaft, deutschem Geist und Fleiß Weltstellung und Weltgeltung gaben. Scharfe chronologische und sachliche Begrenzung umfriedet den Stoff: „mein Werk umfaßt somit etwa 30 Jahre zwischenstaatlicher Geschichte, die Zeit von 1884 bis 1914“; „das vorliegende Werk beschränkt sich der Hauptsache nach auf das wundervolle Geflecht der äußeren Politik, auf das Zusammen- und Gegenspiel der internationalen Entwürfe und Handlungen der führenden Männer“ (S. vi). Damit ist nicht bloß die innere Staatengeschichte, sondern auch, wenn man so sagen darf, ein topographisch bestimmter Standpunkt ausgeschlossen, der Ausblick auf die Weltpolitik, sei es vom Ballplatz, sei es von der Wilhelmstraße aus. Wie aus der Vogelschau soll das „wundervolle Geflecht“ betrachtet werden, die Schwelte den ganzen Umfang der Weltpolitik umfassen, der historisch-politische Scharfblick dabei doch die Einzelheiten wahrnehmen zugleich mit ihren oft fernabliegenden Zusammenhängen, in der verwirrenden Fülle von Bestrebungen und Ereignissen, die auf zehn oder zwanzig Schauplätzen gleichzeitig austauschen, den ehernen Gang der Weltgeschichte erfassen und darstellen, der von 1884 bis 1914 der Kulturkatastrophe zwangsläufig entgegenzuschreiten scheint. Wir sagen zwangsläufig entgegenzuschreiten scheint. Ehe geschichtliche Katastrophen eintreten, zeigen tausend Linien verschiedene künftige Entwicklungsmöglichkeiten; sind die Ereignisse da, meint man, es mußte so kommen. In beidem ist etwas von Täuschung. Denn gleichwertiger künftiger Entwicklungsmöglichkeiten gibt es in der Regel nicht tausend, sondern nur einige wenige, und alle vollzogenen Menschentaten hätten auch anders kommen können. In beidem ist aber auch etwas Realität. Denn der menschliche Geist ist unendlich erfinderisch, wenn er Geist hat, und der menschliche Wille kann immer auch anders, wenn anders er will. Daneben aber waltet ein inneres geschichtliches Fatum: die immanente Logik der Ideen und der Dinge.

Dem also umgrenzten Zeitalter gibt Friedjung den Namen, der vom zwischenstaatlichen Standpunkt aus am besten entspricht, er „wagt die Namensstufe: Zeitalter des Imperialismus“ (4). Das bedeutet den Eroberungstrieb, den Ausdehnungsdrang, vorab der modernen Groß- und Weltmächte, als entscheidende Richtlinie der Außenpolitik. Nun gibt es mehrere Weltmächte, zwei neue kamen im Zeitalter des Imperialismus dazu (die Union und Japan); es gibt also auch mehrere Imperialismen, mindestens sieben. So groß die Welt ist, es reicht nicht, daß auch nur sieben Imperialismen sich frei austoben könnten. Es muß zu Zusammenstößen kommen. Eine Weltmacht A, die auf einem Schauplatz mit B zusammenstößt, hat vielleicht auf anderem Schauplatz mit C einen Konflikt. C seinerseits auf drittem Schauplatz mit D ußf. Dadurch werden A und D einander näher gebracht, anderseits B und C. Während der Fall ganz oder

teilweise durch ein „Abkommen“ ausgeräumt und so die Weltlage politisch verändert wird, tauchen neue Streitsfälle auf, die vollkommen verschiedene Gruppierungen der Mächte herbeiführen. Aus alledem wird jenes „wundervolle Geflecht“. Blicke es durch längere Zeit ruhig und gleich, so wäre es schon schwer abzuzeichnen; wie erst, da es ständig in Wechsel und Wandel begriffen ist! Es hat von beiden etwas, vom Beharren wie von der Veränderlichkeit. Es gab im Zeitalter des Imperialismus zwei Konfliktobjekte, die immer blieben, und mit ihnen im wesentlichen die Stellung der Weltmächte zu ihnen; daneben aber führte die sog. „Aufteilung der Welt“ zu immer neuen Fragen und wechselnden Kombinationen der imperialistischen Interessen. Aus dem Inventar der vorimperialistischen Zeit übernahm die Weltpolitik zwei europäisch-kontinentale Belastungen: die Stellung Frankreichs zum Frieden von 1871 und die Balkanfragen. Beide übten ständigen Druck aus. Dann wurden die Tore der Weltpolitik für alle Großmächte aufgerissen; Stanleys Kongofahrt war dabei eines der entscheidenden Ereignisse. Wie viele Kolonialkriege seitdem in Afrika gewütet haben, ist schwer ziffermäßig festzustellen; in dem auf jene Erschließung Afrikas folgenden Vierteljahrhundert sind mindestens 25 zu zählen. Lobredner des Imperialismus und seiner diplomatischen Technik werden auf die nicht minder zahlreichen „Abkommen“ verweisen, von Großmächten zu schieblicher Beilegung von Streitsfällen abgeschlossen. Davon hatten indes die Eingeborenen nichts. Mit oder ohne Abkommen wurden sie tatsächlich als Raubtiere behandelt, die man ausräutet, oder als Viehherden, die man verkauft, und sah man einmal Menschen in ihnen, so geschah es, um sie zu versklaven. In dieser Leidensgeschichte des einstmaligen dunklen Erbtells sehe ich ein helles Licht aufstrahlen, die wundervolle Geschichte der katholischen Missionen in Afrika. Auch sie indes ist eine Leidensgeschichte, eine schwere und blutige.

Im Zeitalter des Imperialismus wurde aus der kontinentalen Europapolitik die Weltpolitik. Den Übergang vom einen zum anderen wie namentlich den Zusammenhang beider sieht man auf das deutlichste, wenn man sich an die Schauplätze erinnert, auf denen der Imperialismus sich besonders betätigte, die Imperialismen zusammenstießen und sich zeitweis vernäuelten. Elsaß-Lothringen war der stumme, steinerne Gast, der sich an alle Verhandlungstische setzte. Ob man sich nun an Gambettas Wort hielt oder nicht: „Nie davon reden, stets daran denken“, alle Bündnisentwürfe des imperialistischen Zeitalters stehen unter dem Einfluß dieser *nécessité permanente*¹. Die erwähnten Schauplätze aber sind zunächst die Balkanländer. Da lastet die „orientalische Frage“, das Erbstück vergangener Zeiten, die ewige Sorge der Kontinentalpolitik. Lord Ampthill schrieb 1882 an Lord Granville², Bismarck wisse nur eine friedliche Lösung, die allmähliche Aufteilung der Türkei. Die Ereignisse verliefen in diesem Sinn programmgemäß. Der „kranke Mann“ unterlag einem seltsamen Heilverfahren, der Bisektion. Der Berliner Kongreß zur Errichtung Bulgariens,

¹ René Pinon, France et Allemagne 1870—1913 (1913) Überschrift des ersten Kapitels.

² E. Fitzmaurice, The life of . . . Earl Granville 2^o (1905) 273.

erst unter Alexander von Battenberg, dann unter Ferdinand von Koburg, Rumäniens Anschluß an die Mittelmächte, Serbiens Hinübergleiten in die russische Einflusssphäre, die armenischen Greuel, der türkisch-griechische Krieg, die endlose Kretafrage, die mazedonischen Wirren, die Bagdadbahn sind bis an die Jahrhundertwende Marksteine der Entwicklung. Friedjungs erster Band, der bisher vorliegt, reicht bis zum russisch-japanischen Krieg einschließlich, bis zum Frieden von Portsmouth (5. September 1905). Erst der zweite Band wird schildern, wie die Balkanfragen unlösbar verbunden werden mit den weltpolitischen Koalitionen. Aber schon damals begann die Verflechtung der kontinentalen mit der Weltpolitik. Zur Vivisektion des türkischen Reiches gehören auch die Erwerbungen von Tunis durch Frankreich (1881), von Ägypten durch England (1882). In zweifacher Beziehung hängen diese mediterranen Eroberungen (zu denen später noch die von Tripolis durch Italien kam; auch die marokkanischen Interessenkonflikte der völlig ausgewachsenen Imperialismen gehören dazu) mit der Weltpolitik zusammen. Weltpolitische Bedeutung eignet dem europäischen Mittelmeer, wie ja auch der amerikanische Imperialismus das amerikanische Mittelmeer für sich zu beschlagnahmen suchte, und alle Imperialismen nach dem Frieden von Shimonoseki auf das ostasiatische Binnenmeer losstürzten¹. Zudem aber wurde die Erwerbung von Ägypten ein Ausgangspunkt für den englischen Kolonialplan: Kap—Kairo, für das ostafrikanische Kolonialreich Englands, das selbst wieder nur ein Glied ist in der Zusammensetzung aller Randländer des Indischen Ozeans unter englischer Herrschaft. Tunis aber war ein wichtiger Stützpunkt im Ausbau des französischen Kolonialreichs in Nordwestafrika. Diese und viele andere erstaunlich komplizierten Verflechtungen beherrscht Friedjung mit hoher Meisterschaft. Eben diese Meisterschaft legt auch der leichte Fluß einfachen Erzählens an den Tag. Kleine Kapitel, kaum länger als ein Zeitungsartikel, erleichtern das Studium. Trefflich gewählte Aussprüche führender Männer würzen den Text und werfen Schlaglichter auf Menschen und Dinge. So beispielsweise, wenn der typische Imperialist Cecil Rhodes sagt: „Imperialismus ist gut, Imperialismus plus Dividende besser“ (S. 171). Oder eines anderen Typs, Lord Ritteners Klage: die ägyptischen Soldaten wären die besten der Welt, wenn sie nur nicht immer davonliefen (S. 183). Anderseits Rubar Paschas Urteil über die Engländer: „Der Engländer ist sehr naiv, aber wenn man ihn getäuscht zu haben glaubt, dreht er sich ganz plötzlich um und versetzt einem irgendwo immer einen fürchterlichen Fußtritt“ (S. 174). Zur Steuer der Wahrheit, schwer sich durchringender Wahrheit, kann jene Episode vom ersten Haager Friedenskongreß nicht oft genug wiederholt werden, an die Friedjung (S. 277) erinnert. So lange es sich um Landabrüstungsfragen handelte, war England Feuer und Flamme; Essig und Galle aber, als Seeabrüstungsfragen erörtert wurden. Sein Vertreter, Admiral Sir John Fisher, sprach die im offiziellen Protokoll verewigten Worte: „Wenn es das Wohl Englands gebiete, werde es sich den Teufel um völkerrechtliche Abmachungen scheeren.“ Eine wichtige Quelle floß dem be-

¹ Vgl. diese Zeitschrift 89 (1915) 124 ff.

rühmten Verfasser des „Kampfs um die Vorherrschaft in Deutschland“: Mitteilungen von Staatsmännern, die am „wundervollen Geslecht“ mitzuweben berufen waren; zumal, wie es scheint, eines Staatsmannes, dessen Gedächtnis Altösterreicher in hohen Ehren halten. Nicht bloß die Mitteilungen selbst, auch der Verkehr mit hervorragenden Kennern der Außenpolitik hat Friedjungs Werk sichtlich beeinflusst. Der Verfasser hat mit einem tiefen Einblick in die fachmännisch geschulte Arbeit der Staatskanzleien Respekt davor bekommen. Auch darin erhebt er sich turmhoch, diesmal über den Historiker, dessen er auf der ersten Seite der Vorrede gedenkt, über Schloffer. In diesem überragenden Unterschied spiegelt sich der ungemeine Fortschritt, den Rantes Schule der Geschichtsschreibung aufschloß. Friedjungs Buch ist so anregend, daß es schwer hält, in den ausgefahrenen Geleisen einer Bücherbesprechung zu bleiben. Wir möchten uns vorbehalten, auf imperialistische Grundfragen in dieser Zeitschrift zurückzukommen. Einige abweichende Meinungen oder gelegentliche Anmerkungen mögen immerhin vorgebracht werden.

Bei den zuweilen unerwartet auftauchenden Erwähnungen des Antisemitismus liegt es nahe, daran zu erinnern, zumal der Verfasser sich um hohe Objektivität bemüht, daß diese Bewegung auch als Not- und Verzweiflungsschrei zu würdigen wäre; dazu bedurfte es nicht erst des Bolschewismus und Spartakismus. Daß Bismarck den französischen Absichten auf Tunis sich günstig erwies, dürfte nicht bloß der Ablenkung wegen geschehen sein, sondern auch deshalb, weil das Italien in den Dreibund zu treiben geeignet war. Der *Osservatore Romano* wird S. 138 zutreffend das Organ der Kurie, S. 376 unzutreffend „ein römisches Jesuitenblatt“ genannt. Daß Kardinal Schönborn „seit Jahren die Vollmacht besaß, im nächsten Konklave Rampolla die Exklusivität zu geben (377), muß meines Wissens trotz der Berufung auf seinen Bruder, den Justizminister, auf einem Mißverständnis beruhen. Die Besorgnis, mit diesem Veto betraut zu werden, mag der Kardinal gelegentlich geäußert haben; seine Besorgnisse gingen aber in dieser Beziehung nach einer anderen Richtung. Aus der Darstellung Friedjungs gewinnt man den Eindruck, daß ihm Kardinal Matthieus Veröffentlichung unbekannt blieb, obgleich das bei seiner ungemeinen Literaturkenntnis kaum anzunehmen ist. Was über Barreres Lebenslauf in einem Satz (362) gesagt ist, entspricht meines Wissens nicht genau den Tatsachen. Als flüchtiger Kommünard lebte er unter anderem Namen in London, war als Privatsekretär Waddingtons beim Berliner Kongreß. Dann erst kam er in die Karriere. Was über den Einfluß des Mazzinismus und der Freimaurerei gesagt wird (382 383), ist sehr zutreffend; was Österreich anlangt, entwickelte sich der Weltkrieg genau nach Mazzinis Plänen und brachte deren volle Erfüllung. „Das Zauberwort der Gleichberechtigung der Nationalitäten“ (342), in bezug auf die Nationalitätenfrage in Österreich, scheint da etwas spät datiert zu werden. Die Pandorabüchse des Artikels 19 der österreichischen Staatsgrundgesetze, welche die Gleichberechtigung aller Nationalitäten enthielt ohne jedes Gegengewicht zugunsten der Staatseinheit, stammt bekanntlich aus 1867 und wurde wörtlich aus dem Kremfier Entwurf von 1848 übernommen. Zu Bismarcks Motiven, im Jahr 1879 das Bündnis mit der habsburgischen Monarchie perfekt zu machen (Stobelews lärmendes Auftreten [34] fällt etwas später), wie auch zu der wohlbegründeten Behauptung, Bismarck habe kein europäisches Verhängnis darin gesehen, wenn

Rußland Konstantinopel gewänne, ist nun der zweite Teil von D. Hammanns Erinnerungen zu vergleichen. Nur ein Druckfehler ist mir aufgefallen S. 137 Z. 15 von oben, was zur Bemerkung Anlaß gibt, daß sowohl der Druck wie das Papier dieser Vorgesichte des Weltkrieges in der Tat von „vorgeschichtlicher“ Güte und Feinheit sind.

Trotz oder wegen der Beschränkung auf die internationale Außenpolitik weist Friedungs großartige Zusammenfassung über sich hinaus und stellt neue Aufgaben. Als eine der wichtigsten erscheint uns das Rüstungswesen der Weltmächte im Zeitalter des Imperialismus, jenes Wettrennen um dessen höchstmögliche Steigerung: die intensive, durch beständige Vervollkommenung der Kriegstechnik, wie die extensive, durch Erhöhung der Truppenbestände und Vergrößerung der Kriegsflotten. Zumal aber wäre die Aufnahme und Behandlung aller Militärvorlagen und Flottenvorlagen durch alle Parlamente der Weltmächte vergleichend zu erforschen. Damit träte allgemach jene Moira des Weltkriegs hervor, von der bei dessen Beginn in dieser Zeitschrift die Rede war¹; jenes Schicksal, welches in der Schuldfrage zum Schluß führt, daß vom geschichtsphilosophischen Standpunkt niemand schuld ist und alle gleich schuld sind. Die politische und diplomatische Schuldfrage allerdings wird dadurch nicht gelöst.

Robert von Kossitz-Kienack S. J.

Sozialdemokratie.

Sozialdemokratie und Religion. Verteidigung und Widerklage. Ein Antwortschreiben an den Herrn Stadtrat und Rechtsanwalt Dr. Diez in Karlsruhe und an die hinter ihm stehende Sozialdemokratie. Von Dr. Josef Schofer, Mitglied der badischen Nationalversammlung. Karlsruhe 1919, Aktiengesellschaft Badenia. M 1.30

Dr. Diez, einer der Urheber des badischen Verfassungsentwurfes und in führender Stellung innerhalb der badischen Sozialdemokratie, veröffentlichte zu Anfang des Jahres eine Aufsehen erregende Artikelserie über „Sozialdemokratie und Religion“ in dem Karlsruher sozialdemokratischen Organ „Volksfreund“. Es wurde dort eine Revision der Stellung der Sozialdemokratie zur Religion in volkswirtschaftlichem Sinne vertreten, zugleich aber der schwere Vorwurf unsozialen Wirkens gegen Kirche und Klerus erhoben. Diese Anklagen riefen den Vorsitzenden der badischen Zentrumsfraktion und politischen Führer der badischen Katholiken, Geistl. Rat Dr. Schofer, auf den Plan. Seine Erwiderung ist ein Muster schlagfertiger und doch überaus vornehmer Polemik. Die Ausführungen zeigen in jeder Zeile den dogmatisch geschulten katholischen Politiker und warmherzigen Mann des Volkes und verdienen als sehr willkommener Beitrag zur zeitgemäßen Apologetik wärmste Empfehlung. Die Schrift schließt mit einem entschlossenen Bekenntnis zum christlichen Solidarismus, der allein die Versöhnung zwischen dem sozialen Sehnen der Zeit und den ewigen Grundsätzen des Christentums darstellen kann.

Petrus Saebler S. J.

¹ 88 (Nov. 1914) 103, (Jan. 1915) 314—319.